

Auszug aus "Mannheimer Zeitzeugen berichten"
von Karl Heinz Mehler, Wellhöfer Verlag 2009

WALTER WASSERMANN

"Ohne die Guten hätte ich nicht überlebt"

Ich kam 1924 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Mannheim zur Welt. Meine Mutter war vor der Hochzeit zum jüdischen Glauben übergetreten und hatte nach dem frühen Tod meines Vaters dessen Freund geheiratet, der auch Jude war. 1933 zogen wir zu ihm nach Berlin. Als mein Stiefvater unter dem Druck der Nazis - man hatte 1938 in der Pogromnacht seine Geschäfte demoliert, und er war kurze Zeit in einem Konzentrationslager gewesen — nach China auswanderte, gingen meine Mutter und ich 1940 nach Mannheim zurück. Wir sind von unseren katholischen Verwandten sehr gut aufgenommen worden und haben bei meiner Großmutter gewohnt. Als Halbjude hatte ich ab 1936 keinen Schulunterricht mehr. Und ab 1938, als ich 14 Jahre alt war, wurde ich erst vom Berliner Arbeitsamt für Juden, danach von der Gestapo-Leitstelle in Mannheim als Hilfsarbeiter eingesetzt. Es war Zwangsarbeit. Vom Schneeschaukeln bis zu Arbeiten im Straßenbau, in Gärtnereien und in einer „Lumpenzwick“, einer Lumpensortieranstalt, habe ich bis Februar 1945 getan, was mir aufgetragen wurde.

Dass bei den vielen Anpöbelungen, denen ich ausgesetzt war, immer wieder Angst aufkam und ich damals etwas geduckt durchs Leben ging, ist verständlich. Zum Glück hatten meine Mutter und ich bei meiner Großmutter ein Zuhause in guter Atmosphäre und wurden von allen Verwandten unterstützt. Meine Mutter war als Kontoristin in einem Lebensmittelgeschäft

tätig, wo sie unbehelligt arbeiten konnte und von ihrem Chef regelmäßig Lebensmittel zugesteckt bekam. Die damalige uneigennützig und zum Teil gefährliche Unterstützung, die uns von Mitmenschen zuteil wurde, ist der Grund für meine Aussage: „Ohne die Guten hätte ich nicht überlebt.“ Da gab es den Vorgesetzten, der mir leichtere Arbeit zuwies, einen anderen, der mir etwas zu essen gab, und einen, von dem ich Kleidung erhielt. So kam ich über die Runden. Allerdings durfte ich weder ein Schwimmbad noch eine Arztpraxis oder einen Luftschutzbunker betreten.

Ich war unter den etwa 40 Mannheimern, die am 13. Februar 1945 in das Konzentrationslager Theresienstadt in der Tschechoslowakei deportiert wurden, als die Amerikaner bereits am Rhein standen. Am 8. Mai 1945, am Tag der Kapitulation Deutschlands, wurden wir von der Roten Armee befreit. Vierzehn Tage zuvor hatte die SS das Konzentrationslager an das Rote Kreuz übergeben. Ab da waren wir, die noch lebenden Insassen des Lagers, gerettet. Über Nacht waren alle Bewacher und Peiniger verschwunden.

Einer von ihnen hatte aus nichtigem Anlass kurz zuvor einen neben mir stehenden Häftling mit der Pistole erschossen. Auch ich hätte das Opfer sein können.

Das Gefühl, das nach der Befreiung erst ganz allmählich hochkam, war überwältigend. Ich hatte überlebt, war tatsächlich frei, und nach der langen Zeit der Fremdbestimmung und der ständig vorhandenen Angst konnte das Leben nunmehr beginnen. Dass da mitunter spontan ein Freudensprung fällig war, ist verständlich.

Zunächst durfte wegen der Quarantänevorschriften niemand das Lager verlassen. Es bestand Typhusgefahr. Am 6. Juni 1945 machte ich mich zusammen mit zehn Mannheimer Jugendlichen, die mit mir nach Theresienstadt deportiert worden waren, auf den Weg nach Hause. Begleitet wurden wir von einem älteren Mitgefangenen, Adolf Frankfurter, der für uns eine Vaterfigur war. Probleme gab es nur zu Beginn, bis wir die deutsche Grenze erreicht hatten. Da wir Deutsch sprachen, hielten uns die Tschechen für Angehörige der Wehrmacht. Der Ausweis des Roten Kreuzes verhinderte jedoch unsere Gefangennahme. Zehn Tage lang

waren wir unterwegs, bis wir endlich in Mannheim ankamen. Auf dem langen Weg kam bei uns allen immer wieder Freude darüber auf, dass wir es geschafft hatten zu überleben. Von dem, was in den Kriegsjahren in den Konzentrationslagern alles geschehen war, wussten wir noch nichts. Dass meine Großeltern väterlicherseits, die man nach Gurs deportiert hatte,

später in Auschwitz umgebracht worden waren, war mir noch nicht bekannt, auch nicht, dass die Eltern meines Stiefvaters das gleiche Schicksal erlitten hatten.

Am 29. Juni 1945 kamen wir alle wohlbehalten in Mannheim an. Von meinen Verwandten erfuhr ich, dass sich meine Mutter im Allgäu befand. Sie hatte bei Bekannten Unterschlupf gefunden, die dorthin evakuiert worden waren. Post hatte man noch keine von ihr, also machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach Bad Wurzach im Allgäu. Von dem langen Weg dorthin ist mir eine Episode in Erinnerung geblieben, die beweist, dass es glückliche Zufälle gibt. In Neckarelz kam ich ziemlich erschöpft und hungrig an. Ich erinnerte mich, dass wir dort Verwandte meiner Oma hatten, und fragte einen Mann, den ich als Ersten traf, ob er jemanden namens Weber kenne. Er schaute mich verdutzt an, und als er erfuhr, dass ich aus

Mannheim bin, fragte er, ob denn meine Großmutter etwa Käthe heiße. Als ich das bejahte, war klar, dass ich per Zufall den Onkel meiner Mutter getroffen hatte, der mich natürlich sofort

mit nach Hause nahm. Er hatte bis dahin nicht gewusst, dass ich das Konzentrationslager überstanden hatte.

In Bad Wurzach fand ich dann tatsächlich meine Mutter, die seit meiner Inhaftierung nichts mehr von mir gehört hatte. Das Wiedersehen war überwältigend. Es war für uns beide mit Freudentränen und großer Emotion verbunden. Wir wollten nun so schnell wie möglich zurück nach Mannheim. Einige Koffer im Schlepptau, waren wir mit allen möglichen Fahrzeugen bis Ulm unterwegs, von wo aus wir auf dem Tender einer Lokomotive - wir saßen

auf den Kohlen - bis zum Rangierbahnhof in Mannheim mitfahren durften. Im August 1945 waren wir endlich wieder zurück in unserer Heimatstadt, wo wir in der Mittelstraße eine erste Wohnung bezogen, bevor wir in einem Haus der jüdischen Gemeinde in B 6, 3 eine bessere Unterkunft fanden.

Wie sollte es weitergehen? Meine Mutter fand sofort wieder Arbeit bei ihrem vorherigen Arbeitgeber, und sie wollte, dass ich zur Schule gehen und eine ordentliche Ausbildung erhalten sollte. Alle Möglichkeiten standen mir damals offen, aber ich verlangte zunächst einmal Bedenkzeit. Für mich war der Neubeginn wie ein Rausch. Ich konnte mich frei bewegen, konnte überall hingehen, ins Kino, auf den Sportplatz, ins Schwimmbad, zu allen Veranstaltungen, und ich konnte mich mit Frauen treffen. Ich hatte genügend zu essen und zu trinken. Mitunter konnte ich das gar nicht so recht glauben. Der Zufall wollte es, dass ich eines Tages einen meiner Mitgefangenen traf, mit dem ich nach Mannheim zurückgekehrt war. Er erzählte mir von einem tollen Job, den er bei den Amerikanern in dem beschlagnahmten Seckenheimer Schulhaus hatte, und überredete mich dazu, mich dort zu bewerben. Es war natürlich nicht im Sinne meiner Mutter, dass ich leichthin zu ihr sagte: „Ich pfeife auf eine Ausbildung. Ich will mich nicht quälen, ich will leben.“ Und so kam es, dass ich bei den Amerikanern als „displaced person“ meine berufliche Laufbahn - sofern man davon sprechen kann - begann. Ich wohnte in Seckenheim zusammen mit anderen, die in der Kaserne als Hilfskräfte arbeiteten, lernte allmählich Englisch und landete schließlich durch Vermittlung eines Freundes, der im amerikanischen Arbeitsamt tätig war, als Verkäufer in der „PX“ in Sandhofen. Die Post Exchange Stores der Amerikaner kannte damals jeder. Nur USAmerikaner

durften dort die preiswerten, unverzollten Waren einkaufen. Die Arbeit und vor allem der Kontakt mit den Kunden gefielen mir von Anfang an sehr gut, und ich war mehr als fünf Jahre im Dienste der Amerikaner mit guter Bezahlung tätig.

Inzwischen hatte ich eine Frau kennengelernt. Sie kam aus Köln, und wir wollten so schnell wie irgend möglich heiraten. Bei meinen zukünftigen Schwiegereltern bemerkte ich anfangs einige Vorbehalte. Der Vater meiner Frau war ein treuer Soldat, jedoch kein Parteimitglied gewesen. Da wir von unserer großen Liebe von Beginn an überzeugt waren, ließen wir uns durch nichts beirren. Als 1948 unsere erste Tochter unterwegs war, war es an der Zeit, den Bund fürs Leben zu schließen. Vier weitere Kinder folgten in fast regelmäßigen Abständen, wie wir das gewollt hatten. Ein Foto, das meine Frau in der Uniform des „Bundes Deutscher Mädel“ zeigt, halte ich ihr mitunter vors Gesicht, wenn sie gar zu übermütig wird.

Ich war später noch einige Zeit als Verkäufer in einer Getreidehandelsfirma beschäftigt und

fand dann 1965 meinen Traumberuf als Wirt in der Gaststätte des Seckenheimer Schlosses. Meine Frau übernahm die Küche, und wir haben bis zu meiner Pensionierung überwiegend mit Freude unzählige Gäste aller Berufe, Gehaltsgruppen, Abstammungen und auch sehr unterschiedlicher Verhaltensweisen bewirtet, darunter recht bekannte Politiker. Die Arbeit war

uns nie zu viel, und wir haben dafür viel Anerkennung erhalten.

1992 ging ich in Pension. Unsere Kinder waren inzwischen alle aus dem Haus. Wir verließen unsere geräumige Wohnung im Schloss und leben seitdem recht bescheiden, aber noch immer sehr glücklich in einer Zweizimmerwohnung in Seckenheim. Von den jungen Mannheimern, die mit mir aus Theresienstadt zurückkamen, bin ich der Einzige, der in Deutschland geblieben ist. Alle anderen sind nach Amerika oder Israel ausgewandert. Ich hätte mir nie ein Leben woanders als in Mannheim vorstellen können.

Bei meiner Mutter und mir sind viele Erinnerungen an unsere jüdischen Verwandten und an Freunde und Bekannte zurückgeblieben, die dem Nazi-Regime zum Opfer fielen. Trauer war nicht immer zu verdrängen, auch nicht der Gedanke an ihr schreckliches, gnadenloses Ende. Bis zum Tod meiner Mutter ist es ein Thema für uns beide gewesen. Etwas aus der schlimmen Nazizeit könnte in mir zurückgeblieben sein. Ich werde gelegentlich daran erinnert, wenn meine Frau zu mir sagt: „Geh aufrecht!“